

HAUPTKIRCHE ST. PETRI



Predigt am 9.10.2011 um 10 Uhr
16. S. n. Trinitatis

„Gott ist Teil meiner inneren Wohngemeinschaft“

Predigttext: Klagelieder 3, 22-26.31-32

HP Christoph Störmer

Wochenspruch:

Christus hat dem Tode die Macht genommen und das Leben und ein unvergängliches Wesen ans Licht gebracht durch das Evangelium.

2. Tim. 1,10

Predigttext:

Die Güte des Herrn ist's, dass wir nicht gar aus sind, seine Barmherzigkeit hat noch kein Ende, sondern sie ist alle Morgen neu, und deine Treue ist groß. Der Herr ist mein Teil, spricht meine Seele; darum will ich auf ihn hoffen. Denn der HERR ist freundlich dem, der auf ihn harret, und dem Menschen, der nach ihm fragt. Es ist ein köstlich Ding, geduldig sein und auf die Hilfe des HERRN hoffen. Denn der HERR verstößt nicht ewig; sondern er betrübt wohl und erbarmt sich wieder nach seiner großen Güte.

Liebe Geschwister im Glauben und in Glaubenszweifeln,

das sind tröstliche, warme Worte, die Balsam für die Seele sein können. Wer wollte das nicht glauben, dass die Güte Gottes uns alle Morgen neu umfängt. Und viele können – wie ich das morgens gerne singe – einstimmen in das „All Morgen ist ganz frisch und neu. Des Herren Gnad und große Treu, sie hat kein End den langen Tag, drauf jeder sich verlassen mag.“ So ein Lied, in den Morgenhimmel geschmettert, kann einen sogar aus manchen trüben Gedanken heraus reißen. Ja, und wahr ist auch: Es ist nicht mein Verdienst, dass ich nicht gar aus bin, sondern lebe. Amazing grace – das Leben ist geschenkt.

Doch so leuchtend die Worte unseres Textes daher kommen: Sie können auch völlig deplatziert sein, sogar wütend machen oder in tiefe Verzweiflung stoßen. Es gibt eine Weise, biblische Verse als Trostpflaster zu gebrauchen, die einen trostlosen Menschen verspotten. Sagen Sie das einem Mitmenschen, der alles verloren hat, der trauert um seinen Liebsten, der ein Kind durch Unfall, Krankheit oder Verbrechen verloren hat – das geht nicht, das wäre nicht nur billiger Trost, das wäre zynisch, das würde den anderen in seinem Schmerz nicht ernst nehmen.

Um unserem Predigttext seinen lichten Kern abzugewinnen, muss ich tiefer ansetzen bzw. früher. Wenn im Text vom „Garaus“ die Rede ist und von „Verstoßung“, dann muss etwas Schreckliches passiert sein.

Und tatsächlich, wenn ich an den Anfang des Kapitels gehe, dann schaue ich in einen Abgrund. Was der Mensch, der das aufgeschrieben hat, alles durchgemacht hat, muss ein Albtraum gewesen sein. Unsere zweieinhalb Jahrtausende alte alttestamentliche Schrift reflektiert nicht nur die Erfahrung des Exils in babylonischer Gefangenschaft, sondern auch die Zerstörung des Allerheiligsten, des Tempels in Jerusalem. Doch die Klage und das Leid, was hier zum Himmel geschrien wird, haben etwas Zeitloses und damit Aktuelles, man kann an politische oder persönliche Katastrophen denken.

Hören Sie selber:

„Ich bin der Mann, der Elend sehen muss durch die Rute des Grimmes Gottes. Er hat mich geführt und gehen lassen in die Finsternis und nicht ins Licht. Er hat seine Hand gewendet gegen mich und erhebt sie gegen mich Tag für Tag. Er hat mir Fleisch und Haut alt gemacht und mein Gebein zerschlagen. Er hat mich ringsum eingeschlossen und mich mit Bitternis und Mühsal umgeben. Er hat mich in Finsternis versetzt wie die, die längst tot sind. Er hat mich ummauert, dass ich nicht heraus kann, und mich in harte Fesseln gelegt. Und wenn ich auch schreie und rufe, so stopft er sich die Ohren zu vor meinem Gebet. Er hat meinen Weg vermauert mit Quadern und meinen Pfad zum Irrweg gemacht. Er hat auf mich gelauert wie ein Bär, wie ein Löwe im Verborgenen. Er lässt mich den Weg verfehlen, er hat mich zerfleischt und zunichte gemacht. Er hat seinen Bogen gespannt und mich dem Pfeil zum Ziel gegeben. Er hat mir seine Pfeile in die Nieren geschossen. Ich bin ein Hohn für mein ganzes Volk und täglich ihr Spottlied. Er hat mich mit Bitterkeit gesättigt und mit Wermut getränkt. Er hat mich auf Kiesel beißen lassen, er drückte mich nieder in die Asche. Meine Seele ist aus dem Frieden vertrieben; ich habe das Gute vergessen. Ich sprach: Mein Ruhm und meine Hoffnung auf den Herrn sind dahin. Gedenke doch, wie ich so elend und verlassen, mit Wermut und Bitterkeit getränkt bin!“

Erschütternde Klageschreie sind das. Sie tun beinahe körperlich weh, und ich kann verstehen, dass Menschen das nicht hören wollen. Dass sie die Klage des Leidenden mit schnellem Trost zu ersticken suchen. Aber schneller Trost tröstet nicht. Zu trösten vermag allein jener Trost, der sich zuvor die Klage angehört und die Verzweiflung mit ausgehalten hat. Versuchen wir also, die Ratlosigkeit und Verzweiflung mit auszuhalten - so wie die Freunde des leidenden Hiob es taten. Von ihnen heißt es: „Sie saßen mit Hiob auf der Erde sieben Tage und sieben Nächte und redeten nichts mit ihm; denn sie sahen, dass der Schmerz sehr groß war.“

Es ist wichtig, dass das herausgeschrien werden darf, die ganze Not und Verzweiflung. Wie viele traumatische Erfahrungen aus dem 2. Weltkrieg wurden in den fünfziger Jahren unter den Teppich gekehrt, wie viele Verbrechen verschwiegen, wie viele Verletzungen durch Missbrauch und elterliche Gewalt aus Scham und Feigheit tabuisiert noch heute. Wie wichtig ist es, Opfern und Leidtragenden nicht Trostpflaster zu verteilen, sondern sie ernst zu nehmen und ihrer Klage, ihrer Anklage, Raum zu geben.

Das Herausschreien des Schmerzes kann dann einen heilenden Raum eröffnen. Doch bevor Heilung beginnen kann, muss man wohl noch eine weitere wichtige Hürde nehmen und zugleich einen ganz großen theologischen Stolperstein aus

dem Weg räumen. Dabei kann uns die heutige Trauma-Therapie helfen. Denn von der wissen wir:

Wer ohnmächtig einem schlimmen Schmerz ausgeliefert war, muss das ja irgendwie verarbeiten. Und eine Weise, das zu tun, ist, sich selber die Schuld zu geben und das erlittene Unrecht, die zugefügte Verletzung als Strafe zu deuten. Und damit den Täter zu entlasten. Etwa so: Wenn mich die Eltern erniedrigt und verprügelt haben, dann bestimmt, weil ich es verdient hatte. Das Opfer nimmt den Täter in Schutz – das ist vertrackt, weil zugleich eine Überlegensstrategie und eine Lebenslüge.

Ein ähnliches Muster gibt es bei großen Katastrophen, für die man kaum menschliche Autoritäten verantwortlich machen kann. Um Katastrophen zu verarbeiten, die über unser Begreifen gehen, suchen wir einen anderen Schuldigen. Dafür bietet sich - jedenfalls für gläubige Menschen – hervorragender Weise Gott an. Und das muss erlaubt sein und ist wichtig: Es Gott entgegen zu schreien, das erlittene Unglück, den furchtbaren Schmerz. Es hilft, einen Ort, eine Instanz, eine Person zu haben, wohin ich mich wenden, der ich meine Not entgegen schleudern kann: Warum? Warum hast du mich verlassen? Mein Gott, warum?

Viele halten das nicht aus, besonders fromme Leute, und glauben, man dürfe Gott nicht anklagen. Und so treten von Hiobs Tagen bis heute die Verteidiger Gottes auf, die ihre eigene Ohnmacht nicht aushalten und sich deshalb vermeintlich auf die Seite Gottes schlagen, um diesen zu verteidigen, in Wahrheit aber zu instrumentalisieren.

So lassen sich fundamentalistische Prediger und Politiker immer wieder dazu hinreißen, z. B. einen Wirbelsturm wie Katrina in Louisiana oder die AIDS-Erkrankung als Strafgericht Gottes zu bezeichnen.

Zurück zu unserem Text, in dem der Schreiber „die Rute von Gottes Grimm“ auf sich niederprasseln fühlt. Wie komme ich da raus aus dieser furchtbaren Vorstellung, dass Gott ein brutaler Schläger ist, der selbst aus der Distanz noch mit Pfeilen auf mich schießt?

Bevor ich die Güte Gottes, die alle Morgen neu ist, preise, muss ich doch das Bild des strafenden Gottes überwinden!

Das kann ein langer Weg sein. Der Kanadier William Paul Young beschreibt ihn auf packende Weise in seinem Bestseller **„Die Hütte“**, in den USA 20 Millionen mal verkauft, in Deutschland immerhin 600.000x, letzte Woche gerade noch einmal als Taschenbuch auf den Markt gekommen. Vorgestern bin ich dem Autor auf einer Veranstaltung in der St. Johannes-Kirche in Harvestehude begegnet, und für mich wurde sehr glaubhaft, dass dieses fiktionale Buch in einem tiefen Sinne wahr ist. In dem Buch mit dem Untertitel „Ein Wochenende mit Gott“ verarbeitet WPY seine eigenen Gewalterfahrungen durch den eigenen Vater, einen Missionar, sowie Erfahrungen mit Missbrauch, aber auch den schrecklichen Tod seiner kleinen Nichte. Der Heilungsprozess beginnt ausgerechnet in der „Hütte“, Symbol für den Ort seines größten Lebensschmerzes. Dorthin hat ihn Gott eingeladen. Und er wagt es, zum Ort des Grauens zu gehen, und alles kommt ins Fließen – er kann endlich die Fassade fallen lassen und seinen Tränen Raum geben, aber auch Gott kommt ins Fließen. Gott erweist sich als gesellige Gottheit. Auf wunderbar humorvolle Weise macht der Autor deutlich, was mit Dreifaltigkeit gemeint ist. Der traumatisierte Protagonist des Buches trifft in der Hütte auf eine WG, eine

Wohngemeinschaft, und mal kommt er mit Gott, mal mit Jesus, mal mit dem Heiligen Geist ins Gespräch. Dabei lösen sich, in vielen existentiellen Gesprächen, alle starren Bilder vom strafenden Gott auf. Und im gleichen Zuge schwindet die „große Traurigkeit“, die seit Jahrzehnten auf dem Autor lastet. Er erfährt stattdessen, dass Gott ihm immer zur Seite war, ja mit ihm gelitten hat, gerade in den Augenblicken größter Pein.

„Die Hütte“ ist auch ein Symbol für unsere fragile, also zerbrechliche Existenz. Gott ist da drin – auch wenn wir es nicht glauben, trotz Weihnachten! Alle Jahre wieder erzählen wir doch und erinnern uns daran, dass Gott in einer Hütte, einem Stall zur Welt kommt. „Die Hütte“ ist aber auch ein Hinweis darauf, dass wir nicht vor uns selber weglaufen sollten, sondern mit der „WG“ darin ins Gespräch kommen sollten.

Dass Gott uns bewohnt, bewohnen will, ist ein uralter Gedanke. Er lässt sich auch in unserem Predigttext finden. Nachdem der Beter seine ganze Not heraus geschrien und damit gezeigt hat, wie zerstört sein Lebenshaus, seine Hütte, ist, da meldet sich plötzlich eine zweite Stimme, die einen zuversichtlichen Ton anschlägt in all dem Jammer.

Hören wir noch einmal auf den O-Ton der Bibel:

„Gedenke doch, wie ich so elend und verlassen, mit Wermut und Bitterkeit getränkt bin! Du wirst ja daran gedenken, denn meine Seele sagt mir's. Dies nehme ich zu Herzen, darum hoffe ich noch.“

Das Ich, das Ego gibt sich geschlagen, doch da meldet sich – im tiefsten Dunkel - die Seele, und die rührt an eine weitere Instanz des Menschen und bringt sie in Bewegung: das Herz. Plötzlich ist bei dem, der eben noch mit dem Rücken zur Wand stand, ein innerer Raum der Zwiesprache und Kommunikation entstanden. Der Klagende ist nicht mehr allein!

„Das nehme ich mir zu Herzen, was mir meine Seele mir zuflüstert.“ Ich höre nicht mehr nur auf den Kopf, lasse nicht nur den sogenannten gesunden Menschenverstand reden, sondern schenke auch den leiseren Stimmen in mir Gehör. Was mir meine Seele eingibt oder ein Traum mir mitteilt, das nehme ich mir zu Herzen. So könnte noch heute ein Mensch zu reden beginnen, sobald er sich Zeit und Ruhe nimmt für seine „Hütte“.

Und dabei kann er die wunderbare, atemberaubende Entdeckung machen, die der Dreh- und Angelpunkt unseres Jeremia-Textes ist: „Der Herr ist mein Teil, spricht meine Seele.“

Ich habe Anteil an Gott, bin Teilhaber, nicht im Sinne eines Besitzes, sondern im Sinne einer Gemeinschaft. Die Dreifaltigkeit Gottes, dieses uralte Bild des christlichen Glaubens, ist in unserem alten Text vorgeprägt. Meine Seele weiß die Brücke zum „HERRN, der mein Teil ist“. Ich kann auch sagen: Gott nimmt Anteil an meinem Geschick. Mehr noch, und das ist der Abschluss unseres Textes: Er erbarmt sich nach seiner großen Güte. „Rachamim“ – das ist ein Schlüsselwort im hebräischen Urtext und meint das mütterliche Erbarmen Gottes, jemand (Magdalene Frettlöh) hat es übersetzt mit „die Mutterschöbigkeit“, also der Ort, an dem neues Leben entsteht. Ja, auch wenn ich ein „altes Haus“ bin oder eine baufällige Hütte: Geburt, neue Anfänge, Auferstehungen sind jederzeit möglich. Denn Gottes Barmherzigkeit, seine Mutterschöbigkeit, ist alle Morgen neu. Amen.